

Was die Nacht verbarg.

Roman von E. F. Oppenheim.

(12. Fortsetzung.)

Ihre große Aufregung war so unverkennbar, daß Heinz unwillkürlich hinstieg und fragte: „Was ist Ihnen? — Ist Ihnen etwas geschehen?“

Das Mädchen hatte offenbar Vertrauen zu dem eleganten Besucher ihrer Herrschaft gefaßt, der mit Trinkgeldern nicht gespart hatte, denn sie zögerte nicht, ihm Auskunft zu geben. „Geschehen ist mir gerade nichts“, sagte sie. „Aber soll ich mich nicht ärgern, wenn man mich so — so unverschämter über meine Herrschaft auszufragen sucht?“

Heinz strömte das Blut zum Herzen. „Sagte ich Ihnen“, sagte er, „Sie haben recht, sich darüber zu ärgern. — Wer wollte Sie denn ausfragen?“

„Der Herr, den ich vorhin fortgeschickte“, sagte er. „Er hat die ganze Zeit umten vor der Haustür gestanden — ich weiß nicht, was er da herumsuspionieren hat. Na, bei mir ist er jedenfalls an die Unredlichkeit gekommen.“

Heinz entnahm seiner Börse ein Geldstück und drückte es der Kleinen in die Hand. „Sie sind ein braves Mädchen“, sagte er. „Schicken Sie nur jeder turscherhand fort, der Ihnen mit neugierigen und zudringlichen Fragen kommt.“

Ein freundlicher Blick aus ihren blauen Augen belohnte ihn für die reiche Gabe, und mit einem niedlichen Knicks bog das Mädchen ihren Weg nach oben fort.

Heinz aber traf, wie er es nicht mehr anders erwartet hatte, vor der Haustür auf Herrn Paul Martens.

Beide Hände in die Taschen seines viel zu weiten modisfarbenen Ueberziehers gesteckt, stand Martens vor ihm und fixierte ihn mit einem unerschämten Blick. Er zog zwar den Hut, als Heinz ihn drohend ansah, aber als Hoffelder, ohne den Kleinen einer Anrede zu würdigen, an ihm vorüberzugehen war, lachte er scharf und spöttisch auf — ein unangenehmes, heiseres Lachen.

Zwanzigstes Kapitel.
Die Komtesse sah gut aus, und sie wirkte es. Sie hatte in der Nacht vorerfichtlich geschlafen, ihre lebhaften graublauen Augen blickten klar und frisch in die Welt, und sie hatte die Seidenheit der Weltbame, die sich bewußt ist, gut freisiert und gut angezogen zu sein.

Ihr Gesellschaftler aber in der traulichen kleinen Staufstube, wo man von jungen Mädchen in Kleidern holländischer Tracht bedient wurde und das beste und wohlgeschmeckteste Gebäck erhielt, schien gerade das Gegenteil von ihr. Er sah bleich und übermüdet aus, seine Gesichtszüge waren schärfer geworden in der letzten Zeit.

„Ich wünschte“, sagte die Gräfin und lächelte ihm ein wenig zu, „daß ich thun könnte, was Sie verlangen. Aber es ist nicht so leicht und nicht so einfach, wie Sie glauben. Sie wollen die Adresse meiner Freundin, und Sie verstehen reizend zu bitten, auch würde ich Ihre Bitte gern erfüllen, aber Margot hat mir's verboten, irgend jemand zu sagen, wohin sie gegangen ist.“

„Sicherlich bezog sich das nicht auch auf mich!“, sagte Heinz lebend. „Aber gewiß, lieber Freund! — Sie nannte sogar ausdrücklich Ihren Namen“, erklärte die Komtesse.

„Und das haben Sie ganz fest versprochen?“

„Das ist es ja eben! — Was sollte ich sonst thun? Man kann ihr nicht widerstehen. Wollten Sie sonst noch etwas von mir erfahren?“

„Ich hoffe in der Tat noch anderes von Ihnen zu hören — inehr, fürchte ich, als Sie mir sagen werden. Ich hoffe zu erfahren, warum Sie und Fräulein Margot in Berlin ein so einträgliches und freudvolles Dasein führen — und wie Sie in die Wartensaffäre verwickelt wurden?“

„Ah!“, sagte sie. „Das also wünschen Sie zu wissen?“

„Ich hoffe es zu erfahren“, gab er zu.

„Sie begehren so viel, Herr Hoffelder, und Sie geben so wenig!“

„Gnädigste Komtesse, ich versichere Sie —“

Ihr belles Lachen ließ ihn verstummeln. „Seien Sie nicht tödlich, lieber Freund!“ sagte sie. „Ich will Ihnen von Herzen gern sagen, was ich sagen darf, aber ich fürchte, es wird Sie nicht befriedigen, denn es ist nur sehr wenig.“

„So lazen Sie mir wenigstens, was Sie mir anvertrauen können! Hat er, das Margot und ich zusammen leben, erklärt sich aus unserer Jugendfreundschaft. Als es zwischen ihr und ihrem Vater zu einem Zerwürfniß gekommen war, hat ich sie, zu mir zu kommen, und wir haben uns seitdem nicht wieder getrennt. Haben große Reisen miteinander gemacht und sind uns unentbehrlich geworden. Hier in Berlin hatten wir ein bestimmtes Geschäft. Ich will Ihnen in Umrissen andeuten, um was es sich handelte. Vor etwa dreierlei Jahren schrieb ein gewisser Otto Martens an mich, an uns und theilte uns mit, daß gewisse Familienpapiere in seine Hände

übergegangen seien, die er uns zum Kauf anbot. Die Veröffentlichung dieser Papiere konnte über eine Person, die mir sehr nahe steht, schweres Unheil heraufbeschwören, und Martens, der sich sehr genau über alle in Betracht kommenden Verhältnisse unterrichtet hatte, drohte uns, die Papiere an einen anderen zu verkaufen, der schonungslos von ihnen Gebrauch gemacht hätte. Wir sind wohlhabend, vielleicht sogar reich, aber unser Vermögen besteht in dem Besitz eines bedeutenden Fideikommisses, von dem wir lediglich das Jahreserträgniß für uns verwenden dürfen. Wir konnten deshalb die verlangte Summe nicht zahlen, und Margot und ich reisten nach Berlin, um Martens wenigstens hinzuhalten. — Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann, Herr Hoffelder.“

„Ein nichtswürdiger Erpfeffer also!“, sagte Heinz voll tiefer Verachtung. „Ein Schicksal hat ihn demnach nicht unerdient getroffen. — Aber gestatten Sie mir, Ihre Erzählung, für die ich Ihnen von Herzen danke, nach meinem Wissen zu ergänzen. Sie zahlten Otto Martens vierteljährlich sechstausend Mark — nicht wahr?“

„Vielleicht!“, erwiderte die Gräfin in leichter Unruhe. „Aber ist es notwendig, daß Sie —“

„Ja, es ist notwendig, daß endlich einige Klarheit geschaffen wird“, erwiderte er fest. „Sie zahlten also Otto Martens vierteljährlich sechstausend Mark. Aber das genügt ihm wahrscheinlich nicht mehr, er mochte fürchten, daß die Sinnlosquelle eines Tages versiege, und er wandte sich daher an jenen anderen, der seiner Meinung nach ein zahlungsfähiger Käufer sein würde. Dieser andere aber bediente sich des Rechtsanwalts Berger zur Vermittlung.“

„Ich kenne keinen Rechtsanwalt Berger.“

„Ich glaube es Ihnen, denn Martens wird sich wohl geübt haben, Ihnen seine Karten aufzudecken. Aber ich beginne jetzt, den Zusammenhang zu verstehen. Berger bot Martens im Namen seines Mandanten eine Summe von hunderttausend Mark für jene Familienpapiere, Martens jedoch, das Angebot anzunehmen, vielmehr erschien ihm die Rente, die Sie ihm unentgeltlich hatten aussetzen müssen, doch weitaus verlockender. Schließlich aber erklärte er Berger seine Bereitwilligkeit, mit ihm abzusprechen. In der Nacht seines Todes sollte das Geschäft zu Stande kommen. Deshalb telephonirte Berger mir, Martens zu einer Unterredung zu bitten. So weit wäre Licht in der Angelegenheit. Nun aber kommt tiefstes Dunkel — das Geheimniß, das über dem Tod liegt. Freilich, noch eines ist erklärt — Margots nächtlicher Besuch in Martens' Wohnung. Sie hatte wahrscheinlich Kenntniß davon bekommen —“

Nun aber unterbrach ihn die Gräfin energisch. „Bitte — nicht weiter, Herr Hoffelder! — Sie mögen sich den Zusammenhang denken, aber ich will nicht, daß wir darüber sprechen.“

„Aber beargüßeln Sie denn nicht, daß wir darüber unbedingt sprechen müssen?“ — Sie und Margot befinden sich in großer Gefahr. Lassen Sie mich Ihnen erzählen, was sich seit dem Morde zugetragen hat, und was nicht an die Öffentlichkeit gekommen ist. Sie wissen, daß ein Bruder des Ermordeten aufgetaucht ist, ein junger Mensch, der die angenehmen Eigenschaften des Todten in noch ausgeprägterem Maße besitzt. Er weiß, daß sein Bruder ein Jahreserträgniß von vierundzwanzigtausend Mark gelobt hat, er weiß auch aus dem Munde des Rechtsanwalts Berger, daß er es gewissen Papieren verdankt, und daß diese Papiere eventuell hunderttausend Mark werth sind. Er befindet sich nun auf der Jagd nach den Dokumenten. Dabei wird er von einem unbestimmten Verdacht gegen Sie geleitet, er spionirt Ihnen nach, und Sie werden einsehen, daß es verhängnisvolle Wirkungen nach sich ziehen könnte, würde er von dem Besuch Margots in der Wohnung seines Bruders erfahren.“

„Er wird nicht davon erfahren.“

„Sind Sie dessen so gewiß, Komtesse? — Er würde nichts davon erfahren, wenn ich allein darum wüßte, aber —“

Die Gräfin erblachte. „Was heißt das, Herr Hoffelder? Wer denn sonst —“

Heinz war entschlossen, ihr alles zu sagen. Sie kennen den Doktor Dombrowski, den Velen, er ist mit mir in dem gleichen Club, dessen Vorstand der Oberleutnant Arnhold ist. Ein angländischer Jubel löbete ihn in jener Nacht an meinem Haupte vorüber, und er sah, wie ich Margot hinausdeleitete. Anfangs leate er dem keine große Bedeutung bei, aber er dachte anders darüber, von dem Augenblick an, als er Margot in Jokers Gesellschaft sah. Dort ich Ihnen sagen, warum?“

„Bitte!“

„Er gab vor, zu wissen, daß Sie Komtesse, augenblicklich der Gegenwart nichttrauenden Interessens doch

stehender Persönlichkeiten seien, und auch er mißtraut Ihnen deshalb.“

„Ihre Brust hob ein tiefer Athemzug.“

„Ah!“, sagte sie. „So habe ich diesen Dombrowski doch richtig beurtheilt — damals und jetzt.“

„Und wofür, wenn ich fragen darf, haben Sie ihn gehalten?“

„Für einen Spion, Herr Hoffelder, für einen Spion der russischen Regierung. Sein Aufenthalt in Ostende fiel zeitlich mit der Anwesenheit einiger polnischer Aristokraten zusammen, die der russischen Regierung von jeher unbequem waren. Man klüfferte sich allerlei über diesen Dombrowski zu, das nicht gerade schmeichelhaft für ihn war. Rezt aber bin ich meiner Sache so gut wie gewiß.“

„Und warum gerade jetzt? Ist denn Ihre Angelegenheit ebenfalls politischer Natur?“

Die Gräfin schüttelte den Kopf. „Nicht doch — es ist eine Privatangelegenheit unserer Familie. Ich kann Ihnen nicht erklären, wie es damit zusammenhängt, aber ich glaube nun doch bestimmt zu wissen, daß Dombrowski nicht mehr und nicht weniger ist als ein Spion.“

„Unter solchen Umständen ist es allerdings meine Pflicht, meinen Clubgenossen die Augen zu —“

„Um des Himmels willen, lieber Freund, begehren Sie keine Unklugheiten! — Sie dürfen nicht vergessen, daß Dombrowski für uns augenblicklich ein sehr gefährlicher Gegner ist. Beschweigen Sie nicht seinen Haß über sich herauf! Ich glaube, dieser Mann tann tödtlich, kann fanatisch hassen.“

„Sie haben vielleicht recht“, gab Heinz zu. „Man hält sich im Club überdies jetzt etwas von Dombrowski zurück, und ich glaube nicht, daß er dort Schaden anrichten kann.“

„Margot weiß von alledem nichts?“

„Ich habe bisher keine Gelegenheit, mit ihr darüber zu sprechen. Aber ich wünsche in der That dringend, es jetzt noch thun zu können. Wollten Sie mir Ihre Adresse noch immer nicht mittheilen?“

Die Gräfin sah in unruhigen Zweifeln vor sich nieder, aber sie erklärte schließlich: „Ich kann es nicht verantworten, sie Ihnen unter diesen Umständen zu verschweigen. Ich werde Ihnen schreiben, noch ehe der Tag um ist.“

21. Kapitel.

Zwei Herren saßen an einem ungedeckten, blendend weiß geschuetteten Holztisch im Garten des Galthofes zur Post des kleinen oberbayerischen Dörfchens Buchberg. Vor ihnen standen zwei offene Karaffen mit würzigem, goldglarem Tirolerwein.

„Wie haben Sie nur von dem Det gehört?“, fuhr Hoffelder in der Unerschaltung fort und sah dem blauen Rauch seiner Cigarette nach, der in der unbewegten Luft tersengerade emporstieg. „Wie sind ja die einzigen Gäste hier.“

Sein Gefährte, ein breitschultriger, elegant gekleideter Mann, drehte spielend sein Weinglas zwischen den Fingern. Sein kühn und energisch geschnittenes Gesicht war sonnengebräunt, über die ein wenig stark vorspringende Stirn lief eine breite dunkle Narbe. Er mochte wenig über fünf dreißigstes Lebensjahr hinaus sein, und seine straffe, aufrechte Haltung verrieth dem kundigen Blick den ehemaligen Offizier. „Ich bin vor Jahren einmal auf einer Fußwanderung hier durchgekommen“, sagte er in Erwidmung auf Hoffelders Frage. „Die Lieblichkeit des Ortes ist mir unauflöflich im Gedächtniß haften geblieben. Da reizte es mich, wieder einmal zurückzukehren.“ — Wie aber sind Sie hierher gekommen?“

„Rein zufällig“, erwiderte Heinz in leichter Verlegenheit. „Ich hatte die Absicht, ein paar Sommerwochen in Murnau zu verleben. Von dort aus kam ich auf einem Auszug hierher, und es gefiel mir so außerordentlich, daß ich mir schließlich im Gethäus hier ein Zimmer nahm und mein Gepäck von Murnau herüberkommen ließ. Es maq Orte im bairischen Gebirge geben, die Buchberg an großartiger Schönheit übertreffen, aber einen lieblicheren Erdenfied hab ich kaum kennen gelernt.“

Sie haben beide schweigend in die sonnenhelle Landschaft hinaus. Vor ihnen erstreckten sich bis zu den Abhängen der tannendebaldeten Berge lichtgrüne Wiesen, auf denen ungezählte Frühommerblumen aller Art und aller Farben standen. Hier und da aufstrebend, dann wieder auf weite Strecken unsichtbar zog sich ein Klüßchen durch das Thal, dessen gedämpfles, gleichmäßiges Rauschen eine so köstlich beruhigende Musik war wie das Branden des Meeres. Ferner grühten die schroffen Spigen des Karwendelgebirges brüder, heute von einem neidischen Wolkenkleider verhüllt, und über ihnen wölbte sich in unendlicher Klarheit der tiefblaue Sommerhimmel.

Heinz wandte den Blick. Da lag das Dörfchen, von dem nur die hochalgedelgen roten Dächer über den Wipfeln der Obstdäume sichtbar waren. In einiger Entfernung aber erhob sich auf einer möhigen Höhe ein willensartiges Gebäude, dessen Mauern weiß durch das Grün der Parkanlagen schimmerten, die es umgaben — das Schloß Buchberg.

„Ich möchte wissen, wer dort lebt“, sagte Heinz und machte seinen Gefährten auf das Gebäude aufmerksam. „Ich werde mich jedenfalls beim Wirth erkundigen.“

„Ich kann Ihnen Auskunft darüber

geben“, erwiderte der Fremde. „Buchberg gehört der Gräfin Waldendorff.“

„Ah!“, sagte Heinz mit gut gespielter Gleichgültigkeit. „Bermuthlich ist auch größerer Grundbesitz dabei?“

„Buchberg ist Fideikommiss, und wenn ich recht unterrichtet bin, eines der ertragreichsten Güter in der Umgehung.“

„Sie scheinen ja mit den Verhältnissen wohl vertraut zu sein. Ich irre wohl nicht, wenn ich Sie für einen näheren Landsmann von mir, für einen Norddeutschen halte?“

„Rein“, erwiderte der Fremde. „Ich bin Norddeutscher, aber ich habe sehr wenig dort gelebt.“

„Da wir vermuthlich längere Zeit hier zusammen leben werden, gestatten Sie wohl, daß ich mich vorstelle“, sagte Heinz. „Mein Name ist Hoffelder.“

„Herbert!“, gab der Fremde mit einer leichten Verbeugung zurück. „Habe ich vielleicht die Ehre, mit dem bekannten Schriftsteller —“

Heinz lachte. „Ich glaube in der That, daß ich der einzige Schriftsteller meines Namens bin“, erwiderte er. „Aber ich ahnte nicht, daß mein Ruf schon über die Grenzen Berlins hinausgebrungen ist.“

„Ich las erst vor wenigen Tagen eine Ihrer Novellen in einem Münchener Blatt“, sagte Herbert, „und ich gestehe, daß sie mich ganz außerordentlich interessirt hat. Ich weiß nicht, ob es Ihre jüngste Arbeit war. Dunkle Mächte!“, lautete, glaube ich, der Titel.“

Es war in der That seine jüngste Arbeit, eine Arbeit, die er erst nach der Nordnacht fertiggestellt hatte. Er hatte seine Abnung davon gehabt, daß sie bereits abgedruckt worden war, der Verleger mußte mit der Veröffentlichung begonnen haben, unmittelsbar nachdem er das Manuscript in die Hand bekam. Lieb war es Heinz nicht, die Arbeit war wie eine Weihe seiner Gefühle und Stimmungen, und nach der Nordnacht geworden, und er hatte sie deshalb absichtlich einem Münchener Blatt gegeben, damit sie seinen Berliner Bekannten und denen, die Näheres über den Mord wußten, nicht in die Hände kam. Wie leicht war es nun aber möglich, daß auch Margot sie gelesen hatte!

„Allerdings — meine jüngste Arbeit“, erwiderte er nach einer Pause, dann lenkte er sogleich von dem Gesprächsthema ab, indem er auf einige besonders schöne Punkte in der Landschaft aufmerktsam machte.

Sie sahen dann eine gute Weile schweigend nebeneinander. Die Sonne näherte sich schon dem Horizont und nahm immer mehr eine goldrothe Färbung an. Die Fenster des Schloßchens blickten auf, getroffen von den letzten Strahlen, und es machte sich ein leichter Abendwind auf, der angenehme Kühlung brachte und die Wälder der Büume leise rauschen ließ. Ein Starenpärchen, das in einem Nistkasten hoch oben am Stamm einer knorrigen alten Buche seine Heimstatt hatte, begab sich unter vielem Geschwätz zur Ruhe, und in flammender Majestät versank der Sonnenball hinter den Bergtuppen.

Heinz ließ den Blick sinnend auf dem Anblick seines Gefährten ruhen. Dieses kühe, scharf geschnittene Gesicht trug jetzt einen weichen, vertrauensvollen Ausdruck. Wie gekannt hing der Blick des Fremden an dem Schloßchen, hinter dessen Fenstern es jetzt hell wurde. Er hatte das Aussehen eines Menschen, dessen Geist von ganz anderen Bildern erfüllt ist als von denen der Wirklichkeit. Mit welchen Gestalten mochte er die Aesentflächen des Parkes beleben, deren helletes Grün sich in der Dämmerung deutlich von dem dunklen Laub der Büume abhob? War es wirklich nur die sanfte Lieblichkeit der Landschaft gewesen, die ihn hergezogen hatte?

Der Wirth, der herbeikom, sich nach den Wünschen für das Abendessen zu erkundigen, weckte sie aus ihrem Sinnen.

Gemeinsam nahmen sie das ziemlich leibedeine Mahl ein; aber als sie es beendet hatten, erhob sich Heinz.

„Ich habe Lust, noch einen kleinen Spaziergang zu machen“, sagte er, seine vom lauenen Sigen feis gewordenen Glieder reckend. „Gute Nacht, Herr Herbert.“

„Gute Nacht!“ gab der andere höflich zurück und erhob sich ebenfalls, um in das Haus zu gehen.

Heinz schlenderte langsam durch das Dorf und ging dann auf der StraÙe weiter, die in sanften Windungen zum SchloÙe emporführte. In weniger als zehn Minuten erreichte er die Mauer, die den Park abschloß, und das groÙe schmiedeeiserne Einfahrtsthor.

Er trat nicht an die Gitterthüre und spähte in den Park. Aber es war nicht eben viel, was er da erblicken konnte. Licht hinter der Einfahrt machte der Weg eine Bleung, und ein an dieser Stelle angepflanztes Gebüß hinderte den jungen Schriftsteller, ihn weiter zu verfolgen. Da gewachte er, daß neben dem groÙen Einfahrtsthor eine zweite kleinere Thüre für Fußgänger angebracht war, und kurz entschlossen betrat er durch diese den Park.

Er hatte denken eck wenige Schritte thun können, als er sich von einer herischen Stimme angerufen hörte: „Wo wollen Sie denn hin, Herr?“

Es war offenbar ein Gärtner, den er da vor sich hatte. Gelassen gab Heinz zurück: „Ich glaube, das Verbotenes des Parkes ist nicht verboten. Ich habe nicht die Absicht, Blumen ab-

zupflücken oder ähnlichen Unfug zu treiben.“

Der Mann musterte seine elegante Gestalt und sagte ein wenig böflicher: „Die Herrschaft ist auf 'm Schloß — da is 's verbot'n, hier z' geh'n. Daß 's soane Blumen net abrupf'n, dös glaub i scho. Aber i derff's net erlaub'n!“

„Na, dann gehe ich eben drauhen spazieren“, erwiderte Heinz. „Das Unglück ist ja nicht so groß. — Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ gab der Gärtner zurück und wartete, bis sich Heinz wieder durch die Thüre entfernt hatte, um sie sofort hinter ihm zu verschließen.

Hoffelder schlug einen Weg ein, der an der Parkmauer entlang führte — in der Hoffnung, an einer anderen Stelle doch noch Eingang zu finden. Seine Hoffnung hatte ihn nicht betrogen.

Nach einer kurzen Wanderung schon kam er zu einer kleinen Pforte, die offenbar nicht mehr benützt wurde, denn die Angeln waren eingeroftet, und der Griff taum niederzudrücken. Aber die Thüre war nicht verschlossen, und mit einiger Anstrengung gelang es Heinz, sie zu öffnen.

Gleich darauf stand er im Park. Hier ließ sich niemand sehen, der den Versuch gemacht hätte, ihn hinauszuweisen, und nachdem er wohl zwei Minuten lang abwartend stehen geblieben war, schlug er einen Weg ein, der seiner Meinung nach auf das Schloß zuführen mußte.

22. Kapitel.

Nach der Mond nicht über den Baumwipfeln emporgestiegen, aber die linde Sommernacht war trotzdem hell genug, um Hoffelder die Orientierung nicht zu schwer zu machen. Der Eintrud, den er von seiner Umgebung empfing, war der, daß es sich um ein altes, seit Generationen mit derselben liebevollen Sorgfalt gepflegtes Besißthum handeln mußte. Die mächtigen, aber breitwipfeligen Büume sprachen dafür, unter deren Laubdach er auf sauber gehaltenen Kieswegen dahinschritt, und nicht minder die mehr als mannshohen, sorgfältig geschnittenen Tarnusheden, von denen die Hauptwege eingefahrt waren.

Der Ausblick auf das Schloß wurde ihm durch diese Heden fast bis zu dem Augenblick versperrt, da es unmittelsbar vor ihm lag. Es bildete die Krönung des Hügel, an dessen Gängen sich in sanfter Steigung der Park hinaufzog, und mit seinen stierlichen Bauformen, seinem schlanken Thürmchen, seiner modernen Veranda gleich es mehr der sommerlichen Lurusvilla irgend einer Finanzgröße, als einem alten feudalen Herrenfiß.

Die Mehrzahl der Fenster im unteren Stockwerk waren erleuchtet, aber die zugezogenen Vorhänge würden den Einblick in das Innere auch dann verwehrt haben, wenn ein neugieriger Späher sich bis hart an das Haus herangedrängt hätte. So weit aber mochte Hoffelder, eingedenk des Versprechens, das er der Komtesse gegeben, seine Betwegenheit doch nicht treiben. Er war im bergenden Dunkel des dichten Buchwerkes stehen geblieben und blickte von da unverwandt nach dem weißschimmernden Gebäude hinüber, dessen Mauern für ihn das kostbarste Alter irdischen Besißthums umschloffen. Sein Herz erzitterte in unernehlischen Sehnen, und vielleicht hatte er nie zuvor so übermächtig, wie in diesen Minuten ausschließlichen Harens und Hoffens, die Gewalt der Leidenschaft empfunden, die von seiner Seele Besitz ergrieffen hatte.

Mußte er sich doch sagen, daß es fast einem Wunder gleich kommen würde, wenn er noch an diesem ersten Abend Gelegenheit fände, Margot zu sprechen oder ihrer auch nur von ferne ansichtig zu werden. Die zehnte Stunde war vorüber, und von den Bewohnern des Schloßes dachte sicherlich niemand daran, sich noch um diese Zeit in den Park hinaus zu begeben, wie weich und warm auch die duftgeschwängerte Luft unter dem taum von einem leisen Windhauch bewegten Büumen sein mochte.

Es war ein ausschließliches Warten — gewiß! Und doch konnte Heinz sich nicht zur Umkehr entschließen. Es war sein Vorsatz, hier auszuharren, bis auch der letzte Lichtschimmer hinter den Fenstern erloschen sein würde, und bis er damit die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Geliebte sich

zur Ruhe begeben. Ob er bis zu diesem Augenblick Viertelstunden oder Stunden hier stehen müÙe, ihm galt es gleich. Wann — seit dem Anbeginn der Welt — hätte denn auch je ein Verliebter auf der Wacht vor den Fenstern seiner Angebeteten Müdigkeit oder Langeweile empfunden!

Ein paar Mal schon war es Heinz vorgekommen, als ob sich hinter der gleichfalls verhängten hohen Glasschür, die aus dem Erdgeschloß der Villa auf die seinem Beobachtungsposten zugekehrte breite Terrasse hinausführte, schattenhafte menschliche Gestalten bewegten. Aber die Entfernung war zu groß, als daß er aus ihren verschwimmenden Umrissen hätte darauf schließen können, ob es die Schatten männlicher oder weiblicher Personen seien.

Nun aber — er fühlte für die Dauer einiger Sekunden im Uebermaß hoffnungsvoller Erwartung den Schlag seines Herzens stoden — nun that sich diese Glasschür plötzlich auf, und in dem Lichtstreifen, der aus dem Innern auf die Terrasse hinausfiel, erschienen Seite an Seite zwei weibliche Gestalten, die langsam der marmorenen Brüstung zuschritten, gerade nach der Stelle hin, wo er unten jenseits der düsterehenden Blumenrabatten im bergenden Schatten stand.

Die größere der beiden war ihm fremd. Er konnte, da eben jetzt der volle Mond sein silbernes Licht über das Schloß und seine Umgebung ausgoß, jede Einzelheit ihrer Kleidung und jeden Zug ihres Gesichtes erkennen, aber er war nicht darüber im Zweifel, daß er dies schöne Holze Gesicht zum ersten Male in seinem Leben erblickte.

Die junge Frau mochte in der Mitte der Zwanzigjahre stehen. Ihr Antlitz dünkte Heinz natürlich viel weniger schön als das seiner geliebten Margot, aber er hatte sich in seinem schwärmerischen Entzückensduse noch noch Unbefangenheit genug bewahrt, um anzuerkennen, daß es eines von jenen interessanten und fesselnden Gesichtern sei, die ein Mann nicht leicht wieder vergißt. Namentlich die großen Augen, deren Farbe er jetzt nicht ergründen konnte, mochten von ungewöhnlicher Schönheit sein. Und ungewöhnlich schön — war jedenfalls die Silhouette der hohen, wahrhaft königlichen Gestalt, deren Haltung und deren Bewegungen auch dem ungeübtesten Beobachter die Empfindung erweckt haben würden, daß diese Frau unangenehmlich von jeder Gemüthsart gewesen sei, auf den Höhen der Menschheit zu wandeln.

Aber das waren Eindrücke, die zu empfangen für Heinz ein einziger Blick auf die Unbekannte hinreichend gewesen war. Denn mehr als diesen einen Blick hatte er für sie nicht übrig gehabt. Sein Interesse und seine Aufmerksamkeit galten ja nicht ihr, der Fremden, sondern einzig dem lieblichen, schlanken Geschöpf an ihrer Seite, dessen Schönheit auf den jungen Schriftsteller bei jedem Wiedersehen mit dem übermächtigen Zauber einer ganz neuen Offenbarung wirkte, wie greifbar lebendig auch nach seiner Ueberzeugung das Bild gewesen sein mochte, das er von ihr im Herzen getragen.

Er konnte trotz der geringen Entfernung, in der sie sich jetzt von ihm befanden, nicht verstehen, was die beiden miteinander sprachen, denn sie hatten ihre Stimmen gedämpft, als ob sie trotz der sorgfältigen Bemachung ihres Wohlphigies hier in der tiefen abendlichen Stille das Ohr eines Lauschers fürchteten. Nur der Klang eines dunkel gefärbten, weichen Organs von geradezu musikalischem Wohlklang drang zu Heinz herüber, so oft die Unbekannte das Wort ergrieff, und er hatte den Eindruck, daß es sehr ernste Dinge sein müßten, von denen sie sprachen.

(Fortsetzung folgt.)

Wovon leben Sie eigentlich, Herr Müller? — Noch immer von dem Plumontopf, der mir vor fünf Jahren auf den Kopf gefallen ist.“

Ein Mann in Alabama behauptet, mit dem Witzes, der in seinem Staate verkauft wird, ein Tuschentuch grün gefärbt zu haben. Das ist eigentümlich: Witzes wird sonst gewöhnlich die Eigenschaft zugeschrieben, Sachen hübsch rot anzufärben.



Welpenfischer (zu seinem Gefährten): „Allo, das Fisch da merkten Sie sich auf, das habe ich selber mit der Schindenen behandelt — das Weizenrotz heuer noch keine 20 Jahre alt!“